



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

„Ich traue beiden nicht ... „

„Manchmal habe ich wirklich keine Lust mehr Tagebuch zu führen. Alles ist so ereignislos und stumpfsinnig geworden. Nur mickrige und kleine Begebenheiten reihen sich aneinander zum bösen Novemberwetter. - Trotzdem fange ich wieder an, wohl aus einer Art Angst mich ganz zu verlieren in dieser eintönigen Monotonie ...“

(Max Beckmann, Tagebucheintrag aus dem November 1945)

Wegen der Pandemie fand die Einführungswoche der Universität für die neuen Studierenden weitgehend virtuell statt. Dennoch sah man vereinzelt kleine Grüppchen durch die Stadt ziehen. Vor ein paar Tagen stand eine Gruppe von sogenannten „Erstis“ um die „Schwätzer“ herum. Eine ältere Studentin, die als Mentorin fungierte, erzählte etwas über den Seltersweg und die Geschichte der Bronzeskulptur. Neun der zehn jungen Leute waren mit ihren Smartphones beschäftigt, stellten sich in Pose und machten Selfies. Ich fragte mich, warum sich die Mentorin das gefallen ließ und die Veranstaltung nicht abbrach oder sich den

Gebrauch der Handys während der Veranstaltung verbat. So stand sie da wie eine Predigerin in der digitalen Wüste – auf verlorenem Posten. Inzwischen scheinen die Lehrenden angesichts der Omnipräsenz dieser Geräte kapituliert und sich damit abgefunden zu haben, die Aufmerksamkeit mit ihnen zu teilen oder sich mit den Brosamen zu begnügen, die vom digitalen Tisch fallen. Jede Intervention kommt zu spät und ist chancenlos. Konsequenter wäre, die Coronakrise zu nutzen, um die Universität als geographischen Fixpunkt aufzulösen und die leibliche Anwesenheit bis auf unerlässliche Phasen der Präsenz abzuschaffen. Wie eine Endmoräne aus der Ära des Gutenberg-Imperiums liegt die Universität im digitalen Gelände der Gegenwart. Wie im Übrigen auch das Buch, das einmal das Rückgrat der Universität bildete. Die jungen Leute werden eh ihr ganzes Leben hinter ihren Smartphones herlaufen und auf Bildschirme starren, warum sie nicht jetzt bereits ins Homeoffice schicken? Wie die Geschäfte vom Onlinehandel abgelöst werden, so die herkömmlichen Bildungseinrichtungen durch Homeschooling. Schulen und Universitäten würden virtuell. Der Staat müsste nicht länger für kostspielige Gebäude aufkommen und sparte die Ausgaben für überflüssig gewordenes Personal. Dass wirkliches Lernen nur in emotional besetzten Kontexten und mit emotionaler Begleitung in Gang kommt, also auf leibliche Anwesenheit und persönliche Übertragung zwischen lebendigen Menschen angewiesen ist, weiß man seit Langem. Aber Bildung als eine Form innerer Vorrats- und Lagerhaltung ist im Zeitalter der Flexibilität und schnellen Anpassungsbereitschaft nicht mehr gefragt. Es herrscht auch im Ausbildungssektor das Just-in-time-Prinzip. Man muss wissen, wo man etwas im Netz findet, das ist alles.

Apropos „Erstis“: Einer der grässlichsten Züge der Gegenwart ist die kollektive Infantilisierung, die im Zeichen des Konsumismus seit Jahrzehnten um sich greift. Die Welt – ein einziges Disneyland voller Spielgeräte, Bonbons, Rasseln und Lutschern. Sogenannte Erwachsene, die das Haus nicht ohne Nuckelflasche verlassen und sich auf Tretrollern fortbewegen. Großväter und Enkel tragen dieselben albernen Kappen. Der Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen wird eingeebnet zugunsten eines Wesens, das in einer Art Dauerpubertät fest-

**Sie stand da wie eine
Predigerin in der digitalen
Wüste – auf verlorenem
Posten**

**Die jungen Leute werden
ihr ganzes Leben hinter
ihren Smartphones herlaufen
und auf Bildschirme
starren, warum sie nicht
jetzt bereits ins Homeoffice
schicken?**

steckt und zu einer halbwegs stabilen inneren Strukturbildung gar nicht mehr gelangt. Charaktere im traditionellen Sinn begrenzen die Flexibilität und stören den Betrieb.

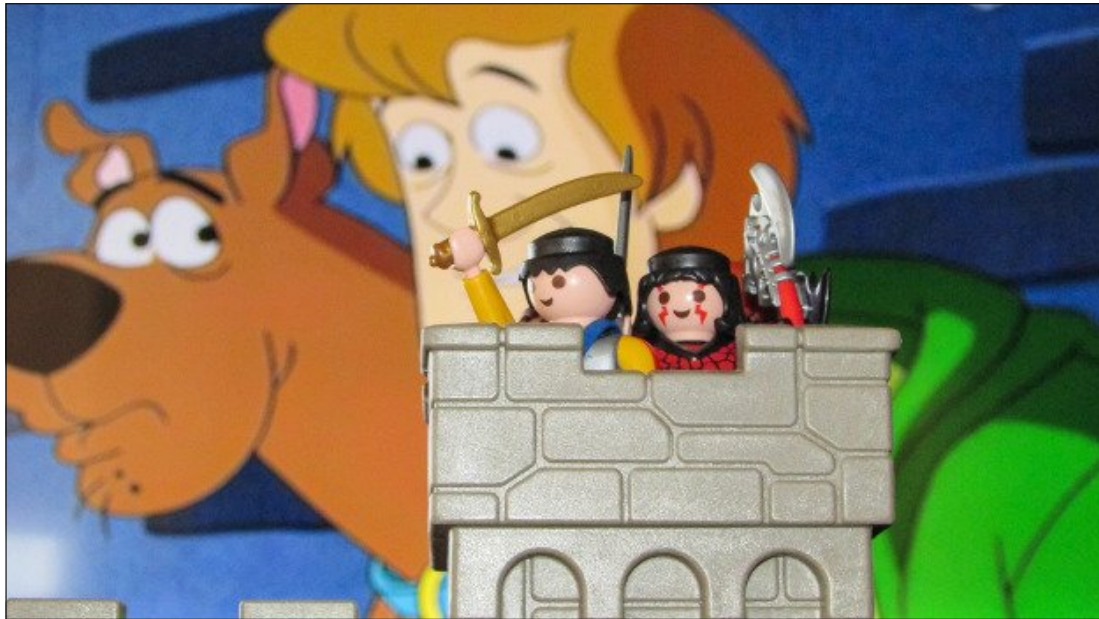


Bild von [Dimitris Vetsikas](#) auf [Pixabay](#)

Der Infantilismus dringt in die Sprache ein: aus Erstsemestern werden Erstis. Der Dannenröder Forst wird von den Waldbesetzern *Danni* genannt, wie zuvor der Hambacher Fort *Hambi*. Um sich nur ja nicht festlegen zu müssen und jede gendermäßige Inkorrektheit zu vermeiden, sprechen die jungen Leute inzwischen von uns als *Menschis*. Viele der semantischen Infantilismen bieten noch den Vorteil, genderneutral zu sein. Sie sind der sprachliche Ausdruck einer allgemeinen Verflüssigung und Verflüchtigung. Alle Grenzen verschwimmen, alles wird glatt geschliffen und bereinigt. Theoriebildung setzt Abstraktionsfähigkeit voraus. Ohne sie bleibt man der Unmittelbarkeit des Scheins und der Oberfläche verhaftet. Die trübe Mixtur aus Infantilisierung und gendergerechter Sprache arbeitet, fürchte ich, der Vereindimensionalisierung der Welt in die Hände.

Gestern wurde der Virologe und Epidemiologe Klaus Stöhr von Markus Lanz in dessen Talkshow gefragt, was er der Kanzlerin im März diesen Jahres empfohlen hätte. Er hätte ihr geraten, auf die Bremse zu treten und einen partiellen Lockdown anzuordnen – ausgenommen Kindergarten- und Schulschließungen, „weil man weiß, dass Kindergarten- und Schulschließungen eigentlich Werksschließungen sind“. Und zwar deswegen, ergänzte Lanz, „weil die Eltern dann nicht mehr zur Arbeit gehen“. So offen habe ich das noch niemanden sagen hören. Sonst ist immer viel vom Kindeswohl die Rede, um das man sich Sorgen mache und das eine nochmalige Schließung von Kitas und Schulen verbiete. Jetzt kommt so ein Epi-

demiologe daher und sagt ohne Umschweife, worum es eigentlich geht: Bei der Aufrechterhaltung des Schulbetriebs stehen ökonomische Interessen im Vordergrund. Die Eltern sollen von der Kinderbetreuung entbunden werden, damit sie weiter zur Arbeit gehen können. Der Profit ist des Pudels Kern. In [Teil 19](#) meines Coronatagebuchs habe ich unter dem Titel „Corona hemmt die Produktion“ diese Perversion im Menschenbild beschrieben, die für den Kapitalismus und den Staatssozialismus gleichermaßen kennzeichnend ist. In beiden Systemen sind die Menschen lediglich Anhängsel einer fetischisierten Warenproduktion.

In Nizza hat ein 21 Jahre alter Mann, der aus Tunesien stammen soll, in einer Kirche mit einem Messer gewütet und drei Menschen getötet. Nach diesem neuerlichen islamistischen Attentat äußerte sich der Bürgermeister von Nizza, Christian Estrosi: „Genug ist genug. Es ist jetzt an der Zeit, dass sich Frankreich von den Gesetzen des Friedens freimacht, um den Islamofaschismus endgültig auf unserem Gebiet auszulöschen.“ Estrosi war, bevor er in die Politik einstieg, ein erfolgreicher Profi-Motorradfahrer, dann Motorradhändler. Seine Polit-Laufbahn begann auf lokaler Ebene, führte ihn dann bis ins Amt eines Staatssekretärs unter Chirac und Sarkozy. Er besitzt den Ruf eines Law and Order-Mannes und ließ Nizza mit Überwachungskameras überziehen. Die kriegerische Rhetorik ist auch Macron nicht fremd. Auch er erklärt nach jedem traurigen Anlass dem Terror (oder dem Virus) den Krieg. Ohne Erfolg, wie man sieht. So ist ihm offensichtlich nicht beizukommen. Soziale Missstände und Konflikte lassen sich nicht polizeiförmig lösen. Obwohl die Geschichte unzählige Beispiele für die Richtigkeit dieser These liefert, lassen lernunfähige Systeme es sich weiterhin etwas kosten, die Ursachen des Terrorismus bestehen zu lassen und seine Folgen mit Mitteln der Repression zu bekämpfen. Ein Sisyphe-Projekt. Dazu kommt noch: Man steckt sich an dem Gegner an, den man bekämpft. Man wird ihm ähnlich. „Der Krieg ist darin schlimm, dass er mehr böse Menschen macht, als er davon wegnimmt“, wusste bereits Kant.

Soziale Missstände und Konflikte lassen sich nicht polizeiförmig lösen.

Die Politik hat erneut einen partiellen Lockdown über das Land verhängt. Anfang November müssen Restaurants, Kneipen, Kinos und Theater, Freizeitparks, Fitnesscenter und Kosmetikstudios schließen. Kitas und Schulen bleiben aus Gründen, die wir eben genannt haben, geöffnet. Ebenso Supermärkte und der Einzelhandel. Zwischen dem Beschluss und dem Inkrafttreten des partiellen Lockdowns liegt noch ein Wochenende, das viele nutzen werden, um ins Kino, in Kneipen, Restaurants, Bars oder ins Theater zu gehen. Die Leute verhalten sich wie jemand, der sich am Wochenbeginn zum Strafantritt stellen muss und der vorher noch einmal

richtig einen draufmacht. In zehn Tagen werden wir sehen, wie sich dieses letzte Wochenende auf das Infektionsgeschehen ausgewirkt hat.

Von diesem sogenannten Wellenbrecher-Lockdown verspricht man sich ein Ausbremsen der rasanten Entwicklung der Corona-Fallzahlen. Kontaktbeschränkung heißt das neue Zauberwort. Da die Gesundheitsämter mit der Rückverfolgung der Infektionsketten nicht mehr nachkommen, weiß eigentlich niemand so genau, wer sich wo angesteckt hat. Nur noch ein Viertel der Fälle kann zur Ansteckungsquelle zurückverfolgt werden. Die Pandemie ist in ganz Europa außer Kontrolle geraten. Der sommerliche Rückgang der Infektionszahlen hat dazu geführt, dass sich die Leute extrem leichtsinnig und sorglos verhalten haben. Die Pandemie schien beendet, und die Warnungen der Politiker und Virologen, sich weiterhin an die Corona-Regeln zu halten, fanden kaum noch Gehör. Da sich mit Beginn der kühleren Jahreszeit viel Freizeitaktivitäten in Innenräume verlagerten, stiegen die Infektionszahlen rasant. Die sogenannten Mitmenschen stürzen sich wie die Lemminge von der Corona-Klippe ins Meer der Infektionen. Es scheint eine geheime Faszination von der Ansteckung und den damit verbundenen Risiken auszugehen. Freud nannte das den Todestrieb.



Bild von Gerd Altmann auf Pixabay

Das Infektionsgeschehen ist diffus, es gibt eine Vielzahl von zerstreuten und schwer oder gar nicht lokalisierbaren Infektionsherden. Die Politik bemüht sich, angesichts dieser bedrohlichen Situation Handlungsfähigkeit zu demonstrieren. Der neuzeitliche Staat bezieht seine Legitimation unter anderem daraus, dass er im Gegenzug zum Gewaltverzicht der einzelnen

Bürger deren Sicherheit und Schutz garantiert. Wenn der Staat die Kontrolle über eine Pandemie verliert, verliert er rapide an Glaubwürdigkeit und es drohen sich großflächig diffuse Unruhezustände auszubreiten. Das bildet den diffusen Stimmungshintergrund der Demonstrationen gegen die Anti-Corona-Maßnahmen. Diese speisen sich sozialpsychologisch von dem, was Erich Fromm als "Rebellion" bezeichnet hat: Der Staat hat sich in seiner Schutz- und Kontrollfunktion als schwach erwiesen, und der von der alten Autorität Enttäuschte will stürzen, was an Macht und Glanz verliert, um es durch eine neue Autorität zu ersetzen, mit der er sich identifizieren kann, weil sie ihm Halt, Stützung und Sicherheit verspricht. Der Revolutionär ist da aus anderem Holz. Er wirft dem Staat nicht sein Versagen und seine Schwäche vor und träumt von einem neuen, starken Staat, sondern ist so kühn, sich ein Leben ohne Staat vorzustellen, in dem die Menschen ihren Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen und regeln.



Bild von [Queven](#) auf [Pixabay](#)

An ganz unterschiedlichen Fronten drohen dem politischen System Kontrollverluste. Die Migration entzieht sich nationalstaatlichen Regelungen, beim Klimawandel sind entscheidende Kipppunkte bereits überschritten, die Digitalisierung entzieht dem Leben, das wir kannten, den Boden. Deswegen geht es nun vor allem darum, den bei weiterem exponentiellen Wachstum der Fallzahlen drohenden Kollaps des Gesundheitssystems zu verhindern. Gastronomie und die Kulturbranche verweisen darauf, dass man viel Geld in Schutzmaßnahmen investiert habe und mitnichten feststünde, dass eine nennenswerte Anzahl von Menschen sich in Gaststätten, Kinos und Theatern infiziert haben. In der Tat erinnert das Vorgehen an ein Spiel, das wir als Schüler in langweiligen Schulstunden gern gespielt haben und das Schiffeversenken hieß. Auf einem Blatt Papier, das an der Seite mit Buchstaben und oben mit Zahlen versehen wurde, trug man eine gewisse Anzahl von unterschiedlich großen Schiffen ein, auf die der Ge-

genspieler nun durch Nennung der Koordinaten zunächst blindlings „schoss“. Der Beschossene antwortete auf den Beschuss mit *Wasser, Treffer* oder *versenkt*. Und so ähnlich verspricht man sich durch den relativ wahllosen Beschuss des Virus, dass Treffer gelingen und man sich über die Zeit retten kann, bis endlich der erlösende Impfstoff entwickelt und in ausreichendem Umfang vorhanden ist. Ob man beim Corona-Schiffeversenken einen Treffer gelandet oder ins Wasser getroffen hat, merkt man leider erst zwei Wochen später. Was wäre denn, wenn die Leute sich in Fabriken und Büros ansteckten oder auf dem Weg von und zur Arbeit in überfüllten öffentlichen Verkehrsmitteln? Wenn die Fallzahlen nach drei Wochen Wellenbrecher-Lockdown nicht deutlich gesunken sind, man also um im obigen Bild zu bleiben, ins Wasser geschossen hat, wird man dann auch diese Bereiche herunterfahren? Dann wird sich die System-Frage stellen und es wird sich weisen, ob man nicht über andere Weisen der Produktion und der Verteilung nachdenken muss. Ich habe diese Fragen im Coronatagebuch schon einmal erörtert, und zwar im [Teil 7](#), der *Primat der Politik und die Chance eines wirklichen Neustarts* überschrieben ist.

Irgendwann zog Cousin Otto bei uns in Kassel ein. Bei uns wurden Cousins Vettern genannt. Alles, was deutsch ausgedrückt werden konnte, sollte und musste deutsch ausgedrückt werden. Fremdwörter, heißt es bei Adorno, „sind die Juden der Sprache“. Und Juden mochte nach wie vor eigentlich niemand. Otto war Epileptiker und wurde von seinen Eltern, die in einem kleinen Ort an der damaligen Zonengrenze wohnten, nach Kassel geschickt, weil er dort in einer Einrichtung für Behinderte eine Ausbildung absolvieren sollte. Seine Vater war froh, ihn in die Obhut seiner Schwester, meiner Stiefmutter, geben zu können. Einmal erlitt er einen Anfall und lag zuckend und mit Schaum vorm Mund auf dem Weg, der zu unsrem Haus führte. Nachbarn eilten herbei und hinderten ihn daran, sich zu verletzen oder seine Zunge zu verschlucken. Letzteres wurde immer wieder als Hauptgefahr und mögliche Todesursache beschworen. Irgendwann war der Anfall vorüber, man half ihm auf und führte ihn ins Haus, wo er sich hinlegen und ausruhen sollte. Später erschien er dann bei uns zum Abendessen. Alles schien wieder in Ordnung, aber seither war Otto meinen Brüdern und mir ein wenig unheimlich. Aus heite-



Ehemalige Gaskammer der Tötungsanstalt Hadamar, 2011
Foto: Frank Winkelmann, [CC BY 3.0](#), via Wikimedia Commons

rem Himmel konnte so ein Anfall über ihn kommen. Nicht alle Nachbarn begegneten Otto freundlich und hilfsbereit. Ich hörte auch Kommentare wie diesen: „Den hätte man beim Adolf nach Hadamar geschickt.“ Die „Fallsucht“, wie man das damals nannte, galt als „Erbkrankheit“ und es sollte vermieden werden, dass die Epileptiker ihre „Anlage“ weitergaben und im „Volkskörper“ verbreiteten. Also wurden sie sterilisiert oder in den Gaswagen geschickt und umgebracht. Ottos Gegenwart kitzelte in einigen sofort den Nazi hervor, der sich ansonsten im bürgerlich-kleinbürgerlichen Alltag gut tarnte. Das Nazitum meines Vaters wurde in diesem Fall durch die Familienzugehörigkeit Ottos im Zaum gehalten. Er hielt sich bedeckt und schwieg. Irgendwann ist Otto wieder aus Kassel verschwunden. Mitte der 1970er Jahre ist er im Alter von 36 Jahren gestorben.

„Eine meiner wichtigsten Erfahrungen ist (möge Hamsun sagen, was er will): Dass die Erde nicht bindet.“

(Ludwig Hohl)

Ein beinahe gespenstisch warmer Tag Anfang November. Ich saß im T-Shirt auf einer Bank an der Lahn und las in Safranskis Hölderlin-Biographie. Der freiwillige Sturz des Empedokles in den Krater des Ätna hat mich schon als Schüler fasziniert. Vor allem dass der Vulkan seine Sandalen wieder ausspuckte, wie um Zeugnis abzulegen vom Freitod des Empedokles, der „in seiner kühnen Lebenslust sich da hinabwarf in die herrlichen Flammen.“ Das regte unsere und meine Phantasie ungeheuer an. Hölderlin trug sich mit der Absicht, ein Stück über Empedokles zu schreiben. Er scheiterte an dem Stoff, es blieb bei Entwürfen und Vorarbeiten, die unter den Namen „Frankfurter Plan“ firmieren.



Bild von Fabian Diercks auf Pixabay

Es ging ein heftiger, warmer Wind, der das Laub von den Bäumen riss und auf den Fluss wehte. Ich hörte die Pfiffe eines Eisvogels, später sah ich ihn dann auch über den Fluss schwirren. Wenn er von einem Sonnenstrahl erfasst wurde, blitzte sein Gefieder auf und leuchtete weit hin. Eine Maus raschelte durchs Laub und huschte über einen Baumstumpf. Der Wind war derart heftig, dass er das neben mir auf der Bank liegende Notizbuch aufblätterte und ein Blatt herausriss. Es verfiel sich in einem Holunderbusch, der dicht am Ufer stand. Es gelang mir das Blatt zu bergen. Es ging auf der herausgerissenen und weggewehten Seite um Marxens Auseinandersetzung mit Hegel und seine Entdeckung des Proletariats, das das Erbe des Weltgeistes antritt und die Geschichte zu ihrem Ende bringen soll. Ich klebte es später wieder ins Notizbuch ein. Eins dieser eingewanderten, dunklen Eichhörnchen kletterte einen Baum hinauf und bäugte mich neugierig von einem Ast aus. Ich sah, dass die Schwanenfamilie die beiden überlebenden Jungschwäne in die Selbständigkeit entlassen hat.

U kam nachmittags nach und wir gingen zusammen ein Stück an der Lahn entlang. Wir sahen Krähen, die Walnüsse in den Schnäbeln trugen. Sie flogen über den asphaltierten Weg und ließen sie aus einer gewissen Höhe fallen, damit die Schale aufspringt und sie an den Kern herankommen können. U verspürte Lust, in den Fluss zu steigen und ein paar Züge zu schwimmen. Ich konnte mich nicht dazu durchringen, es ihr nachzutun. U genoss das Kribbeln auf der Haut, welches das kalte Wasser hervorgerufen hatte. Auf dem Heimweg sammelten wir noch ein paar Wiesenchampignons ein. Ich ärgerte mich den ganzen Abend darüber, dass ich wegen meiner Verzagtheit die Gelegenheit zu einem späten Bad im Fluss nicht genutzt hatte. Wer weiß, ob sich dieses Jahr noch einmal eine solche Gelegenheit bietet. Ich habe mir meine Verzagtheit nicht verziehen. Eine vertane Chance, die vorübergehend mein ganzes Leben erfasste und zu einem Symbol für all die anderen ungenutzten Chancen wurde.

Mindestens zwei Mal im Jahr fuhren Vater und ich nach Arolsen ans Grab meiner Mutter. Einmal im Frühjahr, das andere Mal im November, am oder um den Totensonntag herum. Die Fahrt von Kassel nach Arolsen im Lloyd dauerte Stunden. Wenn es bergauf ging, wurde der Wagen mit seinen dreizehn Pferdestärken derart langsam, dass Schmetterlinge durch das eine geöffnete Seitenfenster hineinflatterten und ihn durchs andere wieder verließen. Wenn es bergab ging, schaltete Vater, um Benzin zu sparen, den Motor aus. Unterwegs hielt er auf der Herbsttour irgendwo an, um Tannenzweige zu schneiden, mit denen die Gräber abgedeckt werden sollten. Außer dem Grab meiner Mutter gab es noch das einer entfernten Verwandten zu versorgen, die in den 1930er Jahren an Diptherie gestorben war. Vater stellte den Wagen an der Friedhofsmauer ab und ging zunächst in die Gärtnerei, um irgendwelchen Grabschmuck zu kaufen. In der Erinnerung, die ich jetzt beim Schreiben wachrufe, bin ich etwa 10 Jahre alt und es ist immer November. Ich helfe Vater tragen und gehe mit ihm endlose

Wege über den riesigen Friedhof, bis wir endlich zur richtigen Reihe gelangen. Vor dem Grab hält Vater einen Moment inne. Meist ist es neblig und kalt und regnerisch. Vater schneidet mir einer Rosenschere verblühte Pflanzen ab und stutzt die Hecke, die das Grab umgibt. Ich helfe ihm, die Pflanzenreste zu einem Abfallbehälter zu tragen. Ansonsten stehe ich herum und friere. Eigentlich weiß ich nicht, warum wir hier sind und was ich hier soll. Das Grab sagt mir nichts. Man hatte den Tod meiner Mutter derart gründlich be- und verschwiegen, dass ich selbst nichts mehr davon weiß. Auf dem schlichten Grabstein steht ihr Name und ihr Geburts- und Sterbedatum, aber das sagt mir nichts. Vater erzählte mir bei einem dieser Friedhofsbesuche, dass Franziska mich in einem Krankenhaus nicht weit von hier zur Welt gebracht habe und dass es eine schwere Geburt gewesen sei. Man habe schließlich eine Zange zu Hilfe nehmen müssen, um mich aus ihr heraus- und in die Welt hineinzuziehen. Er habe mich am nächsten Tag in der Mittagspause in Augenschein genommen. Das Gesagte und Gehörte kann ich weder mit mir, noch mit der Frau in Zusammenhang bringen, die unter diesem Grabstein liegt und angeblich meine Mutter gewesen ist. Ich bin verstört und froh, als wir in der Dämmerung endlich fertig sind und den Heimweg antreten. Manchmal besuchen wir noch Tante Maxl, die im Fischbachtal am Rande von Arolsen wohnt. Sie ist die verwitwete Frau eines Kollegen von Vater. Sie besitzt einen riesigen Schäferhund, vor dem ich mich fürchte. Sie tischt uns Schnittchen auf, wie man damals sagte. Tante Maxl ist klein und rundlich und hat rund ums Kinn einen veritablen Damenbart. Auf den starre ich, weil ich so etwas noch nie gesehen habe. Tante Maxl hat einen Sohn, der Eike heißt und aufs Gymnasium geht. Er hat ein Zimmer oben unter dem Dach und lässt sich selten blicken. Er ging nach dem Studium zum Rundfunk und wurde ein bekannter Moderator bei einem rebellischen Jugendsender. Ich habe ihn Jahrzehnte später einmal in der Nähe von Hanau besucht. Ich hatte promoviert, konnte aber an der Uni nicht landen und war arbeitslos. Ich fragte Eike, ob ich Beiträge für den Rundfunk liefern könnte. Ich hatte zu dieser Zeit schon einiges geschrieben und veröffentlicht, aber nur so linkes Zeug in kleinen, abseitigen Verlagen und Zeitschriften. Die sogenannte Öffentlichkeit hatte keine Notiz von mir genommen, was im Übrigen bis heute so geblieben ist. Er nannte mir ein paar Adressen, an die ich in der Folgezeit Texte schickte. Ich erhielt allerdings nie eine Antwort und begrub meine auf das Radio gerichteten Hoffnungen. Irgendwann endete meine schweifende Suchbewegung und nach einer vom Arbeitsamt finanzierten Therapieausbildung landete ich als Psychologe im Knast. Das war mein Glück.

Nach dem Abendessen bestiegen wir den Lloyd und zockelten über die Landstraßen zurück nach Kassel. Einmal – es war an einem Sommerabend ein paar Jahre zuvor - kamen wir zu Hause an und sahen vor dem Haus ein Feuerwehrauto stehen. Die Leitern waren ausgefahren und zwei Feuerwehrmänner waren gerade dabei, über den Balkon in unsere Wohnung im dritten Stock einzusteigen. Roswitha, so hieß die neue Frau meines Vaters, hatte einen Suizidversuch mit Schlaftabletten unternommen. Jemand, mit dem sie verabredet war und dem sie nach dem Läuten nicht öffnete, hatte Alarm geschlagen. Man brachte sie ins Krankenhaus und

pumpfte ihr den Magen aus. Ein paar Tage später war sie wieder zu Hause. Mir, der ich zu diesem Zeitpunkt sieben oder acht Jahre alt war, erklärte man, die sei krank gewesen. Viel später, als ich meinen Vater zu unserer Familiengeschichte befragte, klärte er mich auf. Es habe zwischen Roswitha und ihm einen heftigen Konflikt gegeben. Sie wollte Kinder, er nicht. Er hatte ja bereits zwei Ehen hinter sich und aus diesen Ehen jeweils ein Kind. Das genügte ihm. Außerdem war er beinahe sechzig Jahre alt, in seinen Augen zu alt, um noch einmal Vater zu werden. Er wollte Roswitha als Haushälterin und Mutter-Ersatz für mich. Nach dem Suizidversuch gab er ihrem Drängen nach. In den nächsten Jahren - 1959, 1960 und 1961 - kamen drei Söhne zur Welt. 1962 verlor Roswitha ein weiteres Kind noch vor der Geburt. Es wäre das ersehnte Mädchen geworden. Ich geriet ins Abseits. Ich war eine Altlast, die mitgeschleppt wurde. Für Roswitha war ich eine lebende Reminiszenz an eine Frau, von der sie annahm, dass mein Vater sie wirklich geliebt hatte. Er selbst sagte, sie habe sich das lediglich eingeredet. Er sei zur Liebe gar nicht fähig, er habe „für solche Regungen keine Antenne“. Ich blieb in der stetig wachsenden Familie, die sich um mich herum bildete, allein. Man wies mir einen Platz am Katzentisch zu, und ich habe diesen Platz bis heute beibehalten.



Bild von [Arek Socha](#) auf [Pixabay](#)

„Dass man in der Wüste herumirrt, bedeutet noch lange nicht, dass irgendwo ein gelobtes Land existiert.“

(Paul Auster)

Es ist der Tag nach der US-Präsidentenwahl. Gegen Mittag des 4. November steht das Ergebnis noch immer nicht fest. Es steht Spitz auf Knopf, wie man so sagt. Dennoch hat Donald Trump sich bereits zum Sieger erklärt und damit den ersten Schritt zu einem von vielen befürchteten Szenario getan. Es droht ein Hauen und Stechen. Wenn Trump weichen muss, ist er entschlossen, das Land in seinen Untergang hineinzureißen und dem Chaos zu überantworten, aus dem, so sein Kalkül, nur er es wird retten können. Es wird wahrscheinlich über Tage kein gesichertes Ergebnis vorliegen, und mit solchen Schwebezuständen tun viele



Bild von [849356](#) auf [Pixabay](#)

sich schwer. Thomas Bauer hat in seiner Studie *Die Vereindeutigung der Welt* darauf hingewiesen, dass das Aushalten von Ambiguität nicht zu den amerikanischen Tugenden gehört. Man ist um Eindeutigkeit bemüht und versucht, „das Aufkommen von Ambivalenz um jeden Preis zu verhindern“. Das reiche bis in den Sport hinein,

wo man Sportarten bevorzuge, bei denen es nie oder so gut wie nie ein Unentschieden gebe. Ich habe in meinem Coronatagebuch verschiedentlich auf die psychodynamischen Voraussetzungen des Erwerbs von Ambivalenztoleranz hingewiesen und vor allem auf den Umstand, wie wesentlich ihre Verbreitung für die Entwicklung einer demokratischen Kultur ist. Nicht nur in den USA scheint die Fähigkeit, Unsicherheit und Ungewissheit zu ertragen, zu verkümmern. Die Bereitschaft, mehrdeutige Situationen in ihrer Mehrdeutigkeit prüfend zu belassen, gilt als mit Handeln nicht vereinbar. Da entsichert der amerikanische Mann lieber seinen Revolver. Wer nachdenkt und zögert, setzt sich dem Verdacht aus, kein „richtiger Mann“, am Ende gar schwul zu sein. Unter Trump haben solche Haltungen und Mentalitäten einen mächtigen Schub erlebt.

Der Gag von *junge Welt*-Autor Kristian Stemmler zur US-Wahl, der allerdings nur akustisch und auf Deutsch funktioniert, würde in den USA schwerlich verstanden: „Ich traue beiden nicht ...“ Er würde auch dann nur von wenigen verstanden, wenn er sich übersetzen ließe. Einer von ihnen wäre übrigens der Schriftsteller Paul Auster, der große Teile seines Werks dem Programm gewidmet hat: „Mit Ambiguität leben lernen.“ In den im Rowohlt-Verlag erschie-

nenen Gesprächen mit der Literaturwissenschaftlerin Inge Birgitte Siegumfeldt kommt er immer wieder auf das Thema Ambiguität und Unsicherheit zurück. In seinen Romanen geht es oft darum, dass es mehr als nur eine Wahrheit gibt und die zu erlernende Lebenskunst darin besteht, so etwas aushalten zu können. In einem seiner autobiographischen Bücher bezeichnet Auster sich selbst als „ein wandelndes Denkmal des Widerspruchs“. Ich habe im Frühjahr in [Teil 26](#) des Coronatagebuchs einen zweifarbig blühenden Baum mit einer ähnlichen Metapher beschrieben: „Auf dem Weg zur Universität komme ich an einem riesigen Kastanienbaum vorüber. Er steht in voller Blüte – auf der einen Seite blüht er weiß, auf der anderen rot. Wie ein Denkmal zu Ehren der Ambivalenz. Wann schickt das städtische Gartenamt einen Trupp, der den roten Teil absägt und Eindeutigkeit herstellt?“

Donnerstag, der 5. November. Noch immer werden in einzelnen Bundesstaaten Stimmen ausgezählt. Biden liegt recht deutlich vorn, aber das hatten wir vor vier Jahren auch. Trump mosert rum und beginnt mit juristischen Mätzchen. Auf beiden Seiten formieren sich Proteste. Die einen fordern: Zählt jede Stimme!, die anderen: Hört auf zu zählen!

Freitag, der 6. November. Biden scheint nun doch das Rennen zu machen, aber entschieden ist noch immer nichts. Trump rast und tobt und schimpft. Für einen Narzissten, bei dem die üblichen Mechanismen der Kränkungsverarbeitung nicht funktionieren, ist eine Niederlage der absolute Supergau. Es geht für ihn um alles. Er verliert nicht bloß eine Wahl, er verliert sein Selbst. *Er soll die Wahl verlieren, das kann nicht sein! Es kann sich nur um eine Intrige und Betrug handeln. Er wird das richtigstellen lassen.*

Hurra!, wir haben bei den Neuinfektionen die 20.000er-Marke geschafft - früher als erhofft. Angela Merkel war, wie man jetzt sieht, viel zu pessimistisch. Sie hatte die Überschreitung der 20.000er-Marke erst für Weihnachten in Aussicht gestellt. Die täglich verkündete Zahl der Neuinfektionen löst die Nachrichten über den DAX ab. Der nächste Rekord wird spätestens fällig, wenn die Infektionen vom letzten Wochenende zu Buche schlagen, wo die Leute vor Beginn des neuerlichen Lockdowns noch mal richtig einen draufgemacht haben. Die wirklich traurige Nachricht ist: Es wird kein Nach-Corona geben! Wir werden uns in diesem Zustand einer kaum gemilderten Paranoia einrichten müssen. Die nächste Pandemie – oder etwas ähnliches - steht in den Kulissen schon bereit. Der Ausnahmezustand wird zum Normalfall werden. Irgendwann werden Kinder nur Menschen mit Masken kennen und erschrecken, wenn ihnen jemand ohne Maske begegnet.

Beim Gang durch die Stadt ist mir wieder einmal aufgefallen: Die Menschen werden sich in ihrem rastlosen Bemühen, sich zu unterscheiden, immer ähnlicher.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)